

# Römische Begegnungen

NACH JAHR UND TAG. INGE FELTRINELLI, FLEUR JAEGGY, TONI KIENLECHNER, CHRISTINE KOSCHEL,  
INGE VON WEIDENBAUM: ERINNERUNGEN

## Sein und Schein

VON INGE FELTRINELLI

IMMER WENN ICH «MAHAGONNY» höre, denke ich an Ingeborg! Diese Platten sind ein Geschenk von ihr von 1963, als sie hier in Mailand einige Zeit bei uns wohnte. Sie hatte sich von Max Frisch getrennt, oder war im Begriff, sich von ihm zu trennen, und sie brauchte Freunde, Freundschaft. Sie war zart, dunkelblond, unendlich traurig und melancholisch. Unser Redakteur für deutsche Literatur, der Schweizer Enrico Filippini (der auch Max Frischs Übersetzer war und der erste «hippy» im Verlag, stets nur in Tennisschuhen und T-Shirt anzutreffen), war mit Begeisterung ihr cavalier-servente. Unser Verlag war schon seit Jahren eine «casa bottega»: Büro, Haus und Gästewohnung in einem Palazzo, ein Steinwurf von der Scala entfernt (man konnte im Sommer bei offenen Fenstern die Callas schon morgens ihre Stimme proben hören). An der Ecke Via Verdi und unserer Via Andegari gab's damals eine schummrige Pianobar, dort sass Ingeborg und Filippini fast den ganzen Tag, sie diskutierten Husserl und Hölderlin und tranken ungeheure Mengen Wein mit anderen Mitarbeitern oder Freunden, die dort vorbeikamen. Ich glaube, diese Wochen taten ihr gut. Als ich danach Max Frisch in Rom traf (wir hatten merkwürdigerweise ein *Piéd à terre* im selben Haus in der Via Margutta), beklagte er sich auf seine selbstironische Weise über sein Leben mit Ingeborg: «Ich bin doch wirklich zu schweizerisch, ich kann einfach nicht verstehen, wie man in dieser Wunderstadt erst am Nachmittag aufsteht! Und Ingeborg liest nie ihre Post, sie stopft alles in eine Schublade, und da liegen die wichtigsten Briefe für Wochen.»

Nach ein paar Jahren sah ich eine neue Ingeborg in Rom: ganz hellblond, elegant, im Minirock, weiss und gold, ganz Star und verwandelt – sie wirkte unangreifbar und stark, doch war das nur Schein? Leider haben wir uns danach nicht mehr getroffen, aber wenn ich von Italien aus bei Arnoldstein über die österreichische Grenze komme, denke ich an Ingeborg und ihren langen Weg von dort nach Rom. ■

## Reise ans Meer

VON FLEUR JAEGGY

DIE FOTOGRAFIE. DAS ERSTE MAL BEgegnete ich Ingeborg Bachmann auf einer Schwarzweiss-Fotografie. Das letzte Mal auf einem Zimmer im Krankenhaus Sant'Eugenio in Rom. Das Foto, das Abbild dieses Gesichtes, das ich lange in Händen hielt, genügte, um den Wunsch in mir aufkommen zu lassen, sie kennenzulernen. Inzwischen sind beinahe dreissig Jahre vergangen. Und dieses Gesicht geht mir noch immer nach. Fast noch mehr, in gewissem Sinn, die Fotografie von diesem Gesicht. Aber das konnte nur mit ihr passieren. Und ich werde versuchen, es zu erklären. Ein Abbild, das mag seltsam klingen, kann manchmal lebendiger sein als eine reale Erscheinung. Dieses Foto hatte etwas Be-seeltes an sich, es hatte in meinem Kopf zu leben begonnen. Ich suchte nicht nach einer Übereinstimmung zwischen Ingeborg und ihren Gedichten, sondern ich wollte sie sehen, erleben. Ich fürchtete fast, ihre tatsächliche Erscheinung könnte nicht von Bestand sein. Sie hatte etwas Geheimnisvolles und Schüchternes in den Augen. Und eine überirdische Stärke. Eine göttliche Verwegenheit und Stärke. Ihr Teint schien überhell, weisser Stuck, bei der leinsten Brise würde er sich wohl verlieren. Die Jahre hatten ihr noch nichts anhaben können, der Schmelz der Jugendlichkeit einer wunderschönen und beunruhigenden Frau. Ich möchte fast sagen, dass Ingeborg Bachmann für mich als Abbild ihrer selbst zu existieren begann. Die Maske der Jugendjahre lag wie ein Schleier über ihrem Gesicht, undeutlich erkannte man darin die Schlaflosigkeit. Und etwas, das kein Alter hat, keinen Staub ansetzt. Ingeborg Bachmann wollte das Alter nicht. Ich betrachtete wieder dieses Gesicht, das keinerlei Unruhe verriet, ausser vielleicht jener urmenschlichen. Es verriet jedoch eine Stille, das hartnäckige und sanfte Gebot: schweigen. Diesem Gesicht hatte sie verordnet *in absentia* zu bleiben.

DAS HAUS MIT DEM SALZWASSER. AM 31. Juli 1971 sind wir mit dem Auto, einem Alfa Romeo 2600, von Rom aus nach Poveromo-Forte dei Marmi gefahren. Ingeborg Bachmann las die Strassenkarte. Es

schien eine weite Reise. Und Poveromo schien weiter weg als Wien und Klagenfurt, wo wir schon gewesen waren. Aber dieses Mal ging es darum, einen Monat zusammen zu verbringen. Vielleicht war es so etwas wie eine Reise im Kopf: das Zusammenleben, wie wir es uns im voraus ausmalten. Das Haus, das wir gemietet hatten, war geräumig, mit einem Garten. Aber das Wasser war salzig. Der erste Tee, den wir getrunken haben, schmeckte widerlich. Der Garten, mit den etwas kränklichen Pinien, erweckte den Eindruck, der Sommer sei schon zu Ende, den Eindruck ruhiger Verlassenheit. Ingeborg hatte gesagt: weg aus Rom, an nichts mehr denken, keine Briefe, keine Telefonate, kein Antwortenmüssen. Ihr Tisch in der Via Bocca di Leone war übersät mit ungeöffneten Briefen. Und als sie «nichts» sagte, schwang in ihrer Stimme eine schüchterne Bestimmtheit mit. Wir gingen zum Bahnhof von Pietrasanta und holten Oriele und Marcella ab, die beiden Zeugen Jehovas. Oriele war eine Frau, die immer lächelte, immer gütig war, mit vollen Haaren; Marcella war ernst, hager, aber sie konnte so nachsichtig sein. Sie holten das Wasser immer an einem Brunnen, und auf den Feldern pflückten sie wilde Rauke. Erfahrene Köchinnen. Die Hausordnung war sofort klar, ohne dass irgend jemand sie eingeführt hätte. Jeden Tag das gleiche. Ein wenig ans Meer. Ein wenig an die Sonne. Ingeborg schwamm hervorragend. Wer Lust hatte, ass zu Mittag, Sellerie und was dazu. An dem langen Tisch für zwölf Personen. Um zwei, immer zur gleichen Zeit. Nachmittags ging jeder in sein Zimmer, und man traf sich wieder zum Tee. Abends ass man zu Hause. Am Tischende ein Freund von Ingeborg, Roberto Calasso. Und dann: nächtliche Gespräche. Ich glaube, dass Ingeborg diese familiäre Eintönigkeit gefiel. Was mich an ihr immer bestochen hat, ist die unbedingte Feinfühligkeit, wenn man so sagen kann, mit der sie sich anderen und vor allem ihren Freunden zuwandte. Als ob sie, mit der Präzision eines Mathematikers, alle Nuancen kennen würde, die verletzen oder wehtun konnten. Dem Geheimnis brachte sie grösste Achtung entgegen. Manchmal war der *schwierigen Ingeborg* nichts lieber als scherzen, auch wenn sie besonders ernst war. Sie hat etwas so Junges an sich, eine natürliche Rätsel-

haftigkeit. Die Erinnerungen sind eigentlich keine Vergangenheit.

Wir lebten wie Eingeschlossene. Wir hatten es so *gemütlich*, dass wir kaum ausgingen. Weder auf einen Kaffee noch wegen der Zeitung. Die beiden Zeugen Jehovas kümmerten sich um alles. Wenn Ingeborg in die Küche ging, klopfte sie an. Sie wollte die beiden nicht stören. Jahre später erzählte Oriele, dass man «im Saal» (so nennen die Zeugen Jehovas ihren Versammlungsort) von Ingeborg Bachmann gesprochen habe. Abschnitte aus ihren Büchern gelesen.

Laut Oriele hielt die Signora Bachmann darauf, gut auszusehen. Sie zog sich oft um und war sehr gepflegt. Abends trug sie lang, und, so Oriele, wenn sie die grosse Treppe herunterkam, erschien sie wie eine Königin. Beim Aufräumen fand Oriele zwischen den Polstern des Sofes, auf dem Ingeborg gewöhnlich sass, glatte, goldfarbene Haarklammern. Meist brachte sie ihr diese dann aufs Zimmer. Einmal jedoch entschied sie sich, sie zu behalten: sie wollte ein Andenken an die Signora, weil sie dachte, sie würde sie vielleicht nie wieder sehen. Sie bewahrt die Klammern noch heute auf, steckt sie an ein rosaseidenes Band, um sie nicht zu verlieren. Weil, erzählte mir Oriele noch, die Signora die Haare offen trug; nur manchmal hielt sie sie im Nacken zusammen. Ingeborgs Zimmer duftete nach Rosen, erzählt Oriele ausserdem. Deshalb kaufte sie sich das gleiche kleine blaue Fläschchen Rosenwasser wie Ingeborg. Oriele spritzte ihr fünfmal Aufbaupräparate zur Stärkung. Sie erinnert sich an eine glückliche Ingeborg Bachmann. Zum Wort «glücklich» kann ich nur schweigen. Aber ich weiss: es war so etwas ähnliches. Ich hätte gewünscht, dass es lange dauert. Ewig.

Eines Tages besuchte uns Calvino. Er sagte nichts. Mitten im Wohnzimmer stand ein Klavier. Calvino setzte sich nicht. Schönes Licht, ein bisschen gedämpft, fiel durch die Fenster. Wir hatten vereinbart: wenn er nichts sagt, sagen wir auch nichts. Ingeborg fiel das weiter nicht schwer. Das Klavier, die Fenster, das Licht, die Unbeweglichkeit im Salon fügten sich dem Schweigen. Nach vielleicht einer Viertelstunde sagte Calvino: «Eh... hemm.» Das wirkte wie ein Signal. Ein bisschen Konversation, spärlich, kam auf. Er lud uns zum Abendessen in die Pension ein, in der sie wohnten: Chichita Calvino und ein paar wenige andere. Die Unterhaltung war etwas lebhafter. Man sprach über südamerikanische Schriftsteller. Und über das Verlagswesen in Deutschland. Es war nett. Aber wir wollten nach Hause. Wo wir dann weiterredeten. Ich begleitete Ingeborg auf ihr Zimmer und wünschte ihr eine gute Nacht. Fragte sie, ob sie noch etwas brauche. Ich habe sie nie sagen gehört, dass sie etwas wolle. Sie wollte

nur nicht aus dem Haus. Aber diesen Wunsch äusserte sie nie.

Wir gingen noch einmal aus. Der Verleger Fischer, der den Nachnamen von seiner Frau Tutti Fischer angenommen hatte und eigentlich Bermann hiess, lud uns zu sich nach Hause ein. Man nannte seine Frau Tutti, weil sie anscheinend alle, *tutti*, kannte. Aus den Zeiten Hemingways und Thomas Manns. Herr Fischer selbst öffnete uns. Ein blaue Jacke, Typ Yachtbesitzer. Sein Händedruck war energisch. Als er Chichita Calvino die Hand schüttelte, zersprang ihr Opalring. Wir suchten im Innenhof, wo eine klassische Statue beleuchtet war, die Faustina, aber wir fanden nicht einmal einen Splitter. Bei Tisch sprachen sie, die Fischers, von berühmten Schriftstellern: alle bereits tot. Ingeborg schweigsam. Wir gingen in Fischers Arbeitszimmer. In seiner Bibliothek stand die gesamte Reihe der Fischer-Taschenbücher. Wir schauten sie an. Es wurde spät. Ingeborg hatte sich auf dem Weg einen Absatz ruiniert. Wir gingen noch einmal an der Faustina vorbei, sie schien jetzt noch heller beleuchtet. Ingeborg war ungeduldig und wollte nach Hause. Und zu Hause plauderten wir, wie jeden Abend, noch lange.

Obwohl der Abend nicht uninteressant gewesen war, der angenehme Ort, die kühle Brise, trotz des festen Händedrucks, des verlorenen Opals, haben wir beschlossen, dass wir weitere Einladungen ablehnen würden. Die zurückhaltende Stimme Ingeborgs, bestimmt. Duldete keinen Widerspruch.

Ein langjähriger lieber Freund kam zu Ingeborg auf Besuch. Gescheit, witzig, elegant, charmant, so *wienerisch* einfach. Er trug dunkle Schlappen, wahrscheinlich ein Andenken. Und Josef Schwarzenberg war stolz auf sie. Er hatte sie immer dabei. Bei Tisch kam er auf die Zeit zu sprechen, als Ingeborg in Wien gelebt hatte – und plötzlich war auch Ingeborg so *wienerisch* –, und dann auf die Schweiz. Ingeborg sagte, dort gebe es zu viele Kühe und, abgesehen von den Bergen, den Weiden, nichts so Besonderes... Einmal war sie nach einem Aufenthalt im Engadin nach Mailand gekommen. «Hier kann man atmen», sagte sie, «endlich, endlich kann ich atmen.» Sie war zu Gast bei einem berühmten Mann. Aber mehr kann ich nicht sagen. Für Ingeborg war Indiskretion unverzeihlich. Josef zog aus seiner Tasche den Konföderationspass. Er war Schweizer. Er – der *wienerischste* aller Wiener. Sie hatten ihm die Staatsbürgerschaft geschenkt. Man sprach von Lernet-Holenia, der ein paar Zimmer in der Hofburg hatte. Ingeborg war ihm dankbar dafür, dass er ihr geholfen hatte, als sie das Mädchen aus Klagenfurt war, im Wien des «Dritten Mannes». Aus Berlin kam Uwe Johnson angereist. Mit seiner Frau, seiner kleinen Tochter und einem Freund. Uwe Johnson hatte gerade ein tausendseitiges

Buch beendet. Er kleidete sich ganz in Schwarz. Der Monat ging zu Ende. Ein goldener Hauch schimmert auf Ingeborgs Gesicht. Man sperrte das Tor. Ich möchte mit einem Satz aus einem Buch Ingeborgs schliessen: «Schattenschlaf, geflügelte Heiterkeit über Abgründe.» ■

AUS DEM ITALIENISCHEN VON HELGA LEIPRECHT

## Wörter und Worte

VON TONI KIENLECHNER

«ÜBER DIE WÖRTERBÜCHER GEbeugt, über die Worte hergemacht, wir suchen alle Worte und Orte auf und lassen die Aura aufkommen, die ich auch brauche zum Leben, dann ist Leben weniger Pathos...»

Dieser halbe Satz, von dem ich nicht mehr weiss, an welcher Stelle von Ingeborg Bachmanns nachgelassenen Schriften er steht, taugt mir am besten, um mich unserer Freundschaft zu erinnern. «Pathos» gab es darin nicht, um so mehr «Praxis». Entstanden ist die Freundschaft (nach langer, aber loser Bekanntschaft), als Ingeborg Bachmann Mitte der sechziger Jahre nach Rom zurückkehrte. Sie begann einen neuen Abschnitt ihres Lebens. Sie hatte die Trennung von Max Frisch und einen seelischen und physischen Zusammenbruch hinter sich. Als ich sie wiedersah, kam sie mir sehr zerbrechlich vor.

Nun sprach sie von dem Werk, an dem sie arbeitete. Es sollte den erschreckenden Titel «Todesarten» tragen.

Eines Tages fragte sie bei mir an, ob ich «ordentlich spazieren gehen könne», denn niemand von ihren meist italienischen Freunden wisse, «wie man spazieren geht und nicht nur schleicht und herumtrodelt».

Damit konnte ich dienen. Auch ich erholte mich vom Schreibtisch durch rasche und ausdauernde Spaziergänge in der römischen Campagna. Nach dem ersten Probemarsch, den wir zusammen absolvierten, erteilte sie mir die Note «höchst zufriedenstellend». Einige Jahre lang trafen wir uns zweimal die Woche im Dienste unserer Gesundheit – ihr hatten es «die Ärzte» verordnet, wie sie im unvermeidlichen österreichischen Plural mir mitteilte. Während wir also je gute drei Stunden lang stramm dahinmarschierten, redeten wir natürlich über Gott und die Welt, vor allem über die «Welt» und was man von dieser zu halten habe, wenig über Literatur und nie, zu meinem Leidwesen, ging die Rede über die wundervolle Landschaft, durch die wir streiften.

Einmal, als meine Begeisterung über eine unvergleichlich malerische Baumgruppe oder eine klassische Hüggellinie nicht mehr zu bremsen war, holte Ingeborg ihre Brille aus der Tasche und schaute mir

zuliebe herum. «Mit der Natur hab' ich nun gar nichts im Sinn», sagte sie und lächelte entschuldigend. Ich musste meine Ausblicke für mich allein geniessen. Sie wollte nur gehorsam die Füsse bewegen und saubere Luft atmen, um für ihre Arbeit, die «Todesarten», wieder fit zu sein. «Ich bin fein heraus», sagte sie mit leisem Triumph, «viele Schriftsteller haben die Schwierigkeit, entscheiden zu müssen, worüber sie jeweils schreiben wollen. Ich weiss es. Ich werde an nichts anderem mehr schreiben als an diesen Büchern, an diesen «Todesarten.»

Erst viel später, als sich unsere Freundschaft nicht mehr nur im Marschtempo abspielte, sondern auch in ihrem «wienerischen» Wohnzimmer, auf bequemen Sesseln, gab sie mir Teile dieses «work in progress» zu lesen und forderte Kritik. Es war Kritik an Worten, an Wörtern, die sie verlangte, nicht etwa am Inhalt. Ich sollte den Text sozusagen abhören.

Vielleicht hatte ich mich durch eine eher komische Episode dazu qualifiziert. Ingeborg hatte mir erzählt, sie solle zu einem Hölderlin-Jahrestag einen Beitrag schreiben, und sie zitierte einen Hölderlin-Satz, mit dem es für sie eine eigenartige Bewandnis habe: «Ich will erzählen, ich werde erzählen, nichts stört mich mehr in meiner Erinnerung.» Das Seltsame sei, so Ingeborg, dass sie nun den ganzen Hölderlin nach diesem Satz abgesucht habe – aber er sei nicht mehr da. «Diesen Satz gibt es gar nicht. Hölderlin hat ihn gar nicht geschrieben. Es war wohl ein gespenstisches Geschenk von Hölderlin an mich, dieser Satz... darüber könnte ich schreiben.»

Dieser angeblich gespenstische Satz von Hölderlin blieb mir im Ohr und weckte mich am nächsten Morgen um sechs. Ich sprang aus dem Bett, holte «meinen» Hölderlin vom Regal und hatte nach wenigen Minuten den Satz gefunden. Ich konnte es kaum erwarten, Ingeborg anzurufen – sie war vor allem heilfroh: «Das wäre eine schöne Blamage gewesen.» Keine Spur von Pathos.

Hölderlins Satz von der Erinnerung ist aber sein gespenstisches Geschenk an Ingeborg Bachmann geblieben. Es ist der Schlüsselsatz ihres letzten Buches «Malina». Sie spielt ihn darin vielfach durch, um die Störung in ihrer Erinnerung blosszulegen, aufzuheben, bis zu dem Satz am Ende des Buches. «Ich wollte erzählen, aber ich werde es nicht tun. Du allein störst mich in meiner Erinnerung.»

Dieser Hölderlin-Satz hat zehn Jahre lang in ihr gelebt und hat ihr Schreiben gelenkt. Mir ist an dieser Spur etwas vom geheimen Mechanismus des Schöpferischen aufgegangen, vom Keimen und Wachsen der Gedanken und der Formen.

Aber noch ein anderer Satz in «Malina» hat mir eine Überraschung bereitet: ein

Zitat, das ich ihr auf einem unserer Spaziergänge gesagt hatte. Vielleicht könnte ich sagen, ich hatte ihn «geliefert» oder sogar «ausgeliefert», weil es mein Geheimsatz war, an dem ich eigene, geheime Schreibgelüste festmachte. Es ist ein Satz aus einem Brief Flauberts an Louise Colet, seine Geliebte in Paris: «Avec ma main brûlée je saurai écrire beaucoup de choses sur la nature du feu.» Es faszinierte mich, dass Flaubert einen so wundervoll tief sinnigen Satz hatte schreiben können – dabei hatte er sich tatsächlich nur die Hand an der Lampe verbrannt.

Ich fand diesen «meinen» Satz wieder in «Malina» – Ingeborg hatte auch diesen Satz jahrelang in sich aufbewahrt. Nie habe ich sie auf mein unfreiwilliges Geschenk eines inspirierenden Satzes angesprochen. Sie konnte damit viel mehr «anfangen» als ich. Das klingt nach leisem Neid – und ist es wohl auch. Immer bewundern und beneiden wir das «Schöpferische». Aber wie schwer es ist, damit zu leben, zu überleben – oder auch nicht, das bleibt mir als Erfahrung aus meiner Freundschaft mit Ingeborg Bachmann.

Sich an die unbeschwerten Zeiten zu erinnern ist leichter. Da unsere Spaziergang-Gespräche meist so heiter dahinflossen, meinte Ingeborg eines Tages, wir seien so geistreich, dass es ein Jammer sei, «nichts draus zu machen». Wir stellten uns vor, dass wir unter falschen Namen bei den «Medien» das üppige Geld verdienen würden, das uns beiden fehlte. Wir beschlossen, uns ein Tonbandgerät anzuschaffen, um unsere sprühenden Geistesblitze einzufangen. Als wir schliesslich vor dem Gerät sass, kam nichts dabei heraus als Stottern und verlegenes Gelächter.

Mit den Jahren gab es kaum mehr Probleme, über die wir nicht voller Vertrauen miteinander sprechen konnten. Einmal sass ich in Tränen auf Ingeborgs wienerischem Kanapee und klagte ihr meinen Kummer über meine schwierigen Töchter: «Ich weiss, Ingeborg, dass Sie mir da nicht helfen können» – denn wir sagten immer noch «Sie» zueinander. Ingeborg schüttelte mitfühlend den Kopf. Am nächsten Tag kam ein Telegramm: darin bot sie mir das «Du» an. «Rührend», dachte ich, aber es war mir etwas unbehaglich. Als wir wieder zusammentrafen, sagte ich impulsiv: «Ingeborg, wollen wir nicht lieber beim vertrauten «Sie» bleiben?» Sie lachte erleichtert. Beinahe wären wir ins Pathos abgerutscht. ■

## Spazieren

VON CHRISTINE KOSCHEL

**W**AS MICH MIT INGEBORG BACHMAN verbunden hat, war ihre Unbedingtheit und ihre Kraft, die Ausnahme zu denken, ihr Glaube, wenn auch vielfach

gebrochen, an eine wertschöpferische Revolte, im Gegensatz zur nihilistischen. Ihr schöner Sinn für das Mögliche, als Pendant zum Wirklichen. Dies zog mich zuerst bei der Lektüre ihres Werkes an, insbesondere im *Dreissigsten Jahr*.

Und dann, als unsere eigentliche Freundschaft begann, 1965 in Rom, entdeckte ich vieles von dieser Haltung, dieser Einstellung, auch in ihrer Person. Das war die nie zur Diskussion gestellte *terra firma* zwischen uns, auf der entstand, was man von Freundschaft erhofft: unbegrenztes Vertrauen, den sechsten Sinn, wenn einem der andere zuhört, füreinander eintreten, wo es sonst niemand tut, auf die «komplizierten» Alltagsprobleme mit praktischer Hilfe reagieren. Ingeborg Bachmann verlangte viel in der Freundschaft, aber sie gab auch gleichviel zurück. Was sie in einem Gedicht postuliert, «die Tapferkeit vor dem Freund», die Klippe in jeder Beziehung, die den Namen Freundschaft verdient, zu der sind auch wir herausgefordert worden.

In den späten sechziger Jahren habe ich mit Ingeborg täglich Spaziergänge unternommen, «meine Gesundheitsübungen», nannte sie lachend unsere Ausflüge in die Parkanlagen auf dem Pincio. «Roms schönster Lustort bis auf diesen Tag!» Sie sollten der Ausgleich sein für die extreme Nervenanspannung, in der sie an der Niederschrift von *Malina* arbeitete, nicht zuletzt durch den unbarmherzigen Druck verlegerischen Kalküls.

Ich holte sie entweder um neun Uhr früh in ihrer Wohnung in der Bocca di Leone ab oder, falls der Morgenspaziergang ausfiel, gegen fünf Uhr nachmittags. Fast immer liefen wir über die Piazza di Spagna di Via S. Sebastianello hinauf, überquerten den Viale Trinità dei Monti bei der burgartigen Villa Medici und schlugen den ummauerten Steilweg zum Pincio ein. Wind- und Wettergänger, liessen wir uns von keiner Jahreszeit abhalten und entschieden, meistens erst oben an der Casina Valadier, das Ziel.

Wir bevorzugten die Wasseruhr am Viale dei Bambini. Auf einem künstlich im Wasser errichteten Fels – eine Quelle speist den Wasserstand – steht sie in einem rustikalen Gehäuse. Abwechselnd aus zwei Röhren bringt ein Wasserstrahl eine kleine Schaufelwaage zur Neigung. Was Ingeborg und mich faszinierte, die mechanische Bewegung, die das Uhrwerk vorantreibt und die an sich einer leeren Geste gleicht, vollbrachte das Wunder der *Gegenzeit*: die Wasseruhr lief jedesmal konträr zu unseren eigenen Uhren.

Unvermeidlich begegneten wir auf den Parkwegen, unter den Platanen, den Giganten der Nation: Rossini, Tommaso d'Aquino, Giuseppe Gioacchino Belli, sie stehen als Marmorbüsten Spalier, mit stumpf-ernsten Mienen, die abgehauenen Nasen ein Tribut an die Vandali della Notte. Boccaccios Dichterlorbeer schützte ihn

nicht vor dem Hakenkreuz auf der Stirn und einem lackierten Hitlerbärtchen. Gegen Dante, dem sie das Gesicht geschwärzt haben, wurde ein blauer Pinsel erhoben, und er erhielt das Ehrenetikett des Volkes: *Stronzo*. Alessandro Manzoni leicht gebeugter Kopf war ein grauer Unratschädel aus obszönen Worten und Zeichen. Die Sudelphantasie ist an der Macht; wir studierten auf jedem Spaziergang, welches berühmte Haupt ihr nächstens zum Opfer gefallen war.



Kasperletheater  
auf dem  
Pincio, 1994.  
Foto: Baldi Schwarze

Auf der anderen Seite des Pincio, im Park der Villa Borghese, gab es einen Radverleih. Dort konnte man auch Tandemräder ausleihen. Ich entdeckte Ingeborgs vitale Lustigkeit auf so einem Zweirad, mit hintereinanderliegenden Sätteln. Wir massen unsere Muskelkraft miteinander, beim Antreiben der Tretkurbeln, suchten graziös unser Körpergewicht in der Kurve zu verlagern, herauszufinden, wer, an welcher Lenkstange, die Führung übernahm, wie man den Bremsvorgang harmonisiert. Vor Lachen kamen wir bald nicht mehr vorwärts, stiegen ab, fingen begeistert von vorne an.

Manchmal sind wir auch, quer über den Pincio, in den *Giardino Zoologico* gegangen. Von einem alten, einsam gehaltenen Orang-Utan, der uns in seiner Urwaldmagie überwältigte, fragte Ingeborg mich, was ich von unserer Versippung mit diesem Urexemplar halte. In ihrer Frage schwang offenes Staunen vor dem Geheimnis.

Oft endeten unsere Spaziergänge auf dem Piazzale Napoleone I, wo in einem winzigen Kasperltheater Pinocchio seine «botte» austeilte. Man steht, vorn an der Balustrade, wie auf einer gewaltigen Bühnenempore, mit einer grandiosen Aussicht über die Stadt, unter sich die Piazza del Popolo, mit dem ägyptischen Obelisken, um ihm herum ein immenser Autopark. Ingeborg wurde einmal so zornig über den hässlichen Anblick, dass sie sich Luft machte: «Ich möchte alle Autos einzeln hochheben und in den Tiber versenken.»

Nach einer alten Tradition legt der Papst am Tag von Maria Himmelfahrt vor der Mariensäule auf der Piazza Mignatelli ein Blumengebinde nieder. Tausende von römischen Bürgern, Gläubige und Ungläubige, mit dem Bürgermeister von Rom an der Spitze, versammeln sich zu der Zeremonie. Ingeborg und ich wollten auch einmal dabeisein, wenn der Papst die Via Condotti herauffährt und in die Piazza di Spagna einbiegt, zur Mariensäule, vor dem

düsteren Palast des *Collegium Urbanum de Propaganda Fide*. «Ich will ein einziges Mal den Antichrist von Angesicht zu Angesicht sehn», sagte sie. Wir suchten uns im Gedränge auf der Spanischen Treppe einen günstigen Stehplatz und reckten die Hälse. Wir fühlten uns wie Verschwörerinnen. In der Ferne wurden Viva-Rufe laut. Der Pontifex Maximus, der Statthalter Christi auf Erden und Erzbischof der Stadt Rom, näherte sich in einem offenen schwarzen Auto, das, im Schritt-

tempo aus der Via Condotti kommend, vor uns in die Piazza di Spagna einbog. Paul VI. stand aufrecht im Wagen, schien durch die Menge zu schweben und sah, wir waren uns mit Blicken und Worten einig, wie der Leibhaftige aus, in seinem feuerroten Mantel, mit dem asketischen bleichen Gesicht.

Wenn Paul Celan gegen Ende seines Lebens bemerkt hat: «Gegen Manipulation – und wer kann mir sagen, was *nicht* Manipulation ist? – hilft einzig die Einsamkeit», und das bezog sich wohl auf seine ganze Schriftstellerexistenz, so erinnere ich mich, dass Ingeborg zu der gleichen Zeit die Einschätzung ihrer Situation, mir gegenüber, noch unverhüllter zur Sprache gebracht hat: «Die Literatur ist so schmutzig wie der Waffenhandel.» Ja, in ihrem letzten Lebensjahr, nach der Polenreise, war sie immer wieder am Bilanzziehen über ihre schriftstellerische Existenz. Sie spürte einen Zwiespalt in ihrem Ur-Anspruch an sich selbst. Denn sie hatte, wie sie mir sagte, «ihren Beruf», und sie schob ein – «falls man das so nennen kann – einmal für etwas Ausserordentliches gehalten». Sie habe lange Zeit nicht mehr schreiben können, da sie begriffen habe: «dass alles möglich ist in diesem Beruf, anfangen von Mord, von Gemeinheit und Erpressung». Sie nahm eine schleichende Korruption wahr an zu Ansehen gekommenen Schriftstellerkollegen. Sie wollte und konnte nicht mehr dazugehören, sie hatte Angst davor und meinte: «Eigentlich müsste ich mit wenigen Pappkartons in einer Einzimmerwohnung leben.» Es war die Zeit, aber sie dauerte schon Jahre, in der sie immer wieder erfolglos ihren Verlegerfreunden und Lektoren ein Buch vorschlug, das 1927 in Frankreich erschienen war und das Deutschland bis zum Jahr 1978 ignoriert hat, Julien Bendas berühmte Schrift «La Trahison des Clercs». Über den Verrat der Intellektuellen an den Losungen des Humanismus. «Ein Buch, das uns anredet, frisch, wie am ersten Tag», schrieb später

Jean Améry in seiner Einleitung zur deutschen Ausgabe.

In den Wochen vor ihrem Tod, in denen Ingeborg nur sporadisch ihre Wohnung in der Via Giulia verliess, um so längere Telefongespräche zu jeder Tages- und Nachtzeit führte, hatte sie ein Benn-Gedicht für sich entdeckt, das sie nicht mehr losliess. Sie sprach mir den Anfang vor: «Wer allein ist, ist auch im Geheimnis, / immer steht er in der Bilder Flut, / ihrer Zeugung, ihrer Keimnis, / selbst die Schatten tragen ihre Glut.»

Sie hat diese Einsamkeit lange ausgehalten – geholfen hat sie ihr nicht. ■

## Tage und Nächte

VON INGE VON WEIDENBAUM

SIEBEN JAHRE HABE ICH INGEBORG Bachmann gekannt. In einer Freundschaft, zu deren Grundlagen eine grosse Liebe zu aller Art von immateriellem Luxus gehörte, das Einhalten des Gebotes intellektueller Redlichkeit und unbedingtes Vertrauen, ohne die Tauschwahrung privater Vertraulichkeit.

Diskretion war eine Ehrenpflicht.

Für mich, als die um etliche Jahre Jüngere, kam hinzu die Bewunderung ihrer Dichtung und ihres unerschütterlichen Willens, sich vom Erfolg nicht korrumpieren zu lassen.

Zudem hatten wir etwas gemeinsam: die «Kurasch» und den «Spagat», für den man deutsch Bindfaden sagt, «zehn Dekagramm» für hundert Gramm, die «Jause» und die «Abnegation». Wir haben uns «frequentiert», wo andere sich öfter besuchen.

Begegnet bin ich ihr zum erstenmal 1966 in der amerikanischen Botschaft in Rom. Ich sah sie im Gespräch, zurückhaltend, elegant, mit einem vollendet hochgeflochtenen, blonden Zopf.

Bald danach traf ich sie wieder, auf einem Fest, zu dem ein Komponist in einen Palazzo am Pantheon geladen hatte. Ingeborg stand, abgekehrt von dem Trubel, an einem Fenster, zu ihren Füßen hatte sich Elsa Morante niedergelassen, sehr beschäftigt mit einem jugendlichen Verehrer. Etwas wirkte anders an ihr, unauffälliger; was fehlte, war der raffinierte Zopf.

Ich deutete eine Frage an.

«Der Zopf? Ach der Zopf, der hat heut Ausgang», gab sie lachend zur Antwort.

Ingeborg war damals glücklich über ihre neue Wohnung in der Bocca di Leone, zu der eine grosse Terrasse gehörte, mit hohen, verwilderten Oleanderbüschen, die dort schon viele Jahre standen, und neu erworbenen Rosenbäumen dazwischen.

Sie war endlich wieder «residente a Roma», was soviel bedeutete wie «in Pflichten und Rechten den Römern gleich». Es störte sie damals noch nicht der Lärm und

auch nicht der ungehinderte Einblick aus den Fenstern der Nachbarschaft.

Ihre Wohnung hatte sie mit Biedermeiermöbeln eingerichtet, in Berlin erworben, aber an Wien erinnernd, und wienerisch war auch ein grosses Ölgemälde, das ihr ein Freund zum Geschenk gemacht hatte. Ihm zuliebe musste es dort hängen, wir fanden einen Namen dafür, es hiess «das Scheussi».

In meiner Erinnerung sehe ich Ingeborg, wie sie mit der ihr eigenen zeremoniösen Langsamkeit Tee einschenkt. In ihrem Arbeitszimmer, wie sie nach einem Text von Giorgio Manganelli für mich sucht, unter Stapeln beschriebener Blätter, im Finden allein auf den Zufall angewiesen. Sie rückt ein Foto beiseite, das Bild einer eleganten jungen Frau, ein helles, schmales Gesicht, dieselbe kühne Stirne wie sie, es hätte ihre Schwester sein können. Nein, das war Bobby von Liebl aus Wien. Aber ihre Schwester, sagte sie, kann Traktor fahren.

In all diesen Begegnungen war ihre Freude am Eintauchen ins römische Leben zu spüren, die Offenheit für frivole Freuden, etwa wenn sie mich an meinem Geburtstag zum Champagner in einen Nachtclub lud, weil sie den Reiz des Mondänen und die Eleganz, die damals noch selbstverständlich waren an einem solchen Ort, zu schätzen wusste.

Auf der anderen Seite war ihr Verlangen nach Alleinsein, die Notwendigkeit der Einsamkeit die lebensordnende Voraussetzung ihrer Kraft zum Schreiben.

Man wusste es einfach, wann sie nicht gestört werden wollte. Sie brauchte es nicht zu sagen, dass sie – nach dem Spruch von Elsa Morante – «nicht einmal Rembrandt und Mozart aufmachen würde». In ihre Werkstatt hat Ingeborg niemanden schauen lassen, es sei denn, in der alleräusserlichsten Verbindung dazu. Etwa, indem sie sich für die Figur der Miranda in *Ihr glücklichen Augen* die Dioptrien und die astigmatische Achsenverschiebung meiner Augen lieb, obwohl sie selber nur zu gut die «Undurchdringlichkeit der Welt» ab «zwei Meter Entfernung» kannte, durch ihre eigene, doppelt so starke Kurzsichtigkeit.

Indirekte Werkstattinweise gab sie jedoch viele. Man musste sie nur aufgreifen. *Land und Meer* von Carl Schmitt gehört hierher, das von der «Landnahme der neuen Erde» handelt. Ingeborg verstand «Landnahme» in ihrem gleichnamigen Gedicht als Metapher für die Eroberung von neuem Sprachland in der Dichtung.

Ein anderer war Hofmannsthal und *Der Schwierige*, von dem sie sich hat fesseln lassen, wie Jahre zuvor von Lernet-Holenias *Zwei Sizilien*, von dem sie sagt, sie hätte es «studiert wie ein Medizinalassistent, der zuschaut bei den ersten Operationen».

Der Name Jules-Amédée Barbey D'Aureville tauchte auf, und ich bereue, ihm erst

Anfang der achtziger Jahre nachgeforscht zu haben. Denn Ingeborg nannte ihn mit höchstem Respekt «einen Schriftsteller, dessen Bedeutung weit unterschätzt wird». Es ist sein Diskurs – in der Vorrede zu seiner Erzählung *Vengeance d'une femme* – über die sublimen Verbrechen in der Gesellschaft, bei denen kein Blut vergossen wird, den sie in Parallele setzte zu einer eigenen Erfahrung und, nur wenig verändert, in ihre Vorrede zum *Fall Franza* aufnahm.

In den fünfziger Jahren war Ingeborg mit zwei römischen Freundeskreisen verbunden gewesen – der eine um Hermann Kesten, mit Marie-Luise Kaschnitz, Gustav René Hocke und Toni Kienlechner. Der andere um die Principessa Marguerite Caetani, Gründerin und Herausgeberin der Zeitschrift *Botteghe oscure*, mit dem Schriftstellerehepaar Edoardo und Vera Cacciatore und dem amerikanischen Schriftsteller Eugene Walter, Redakteur der Zeitschrift.

Zur Zeit von Ingeborgs Rückkehr nach Rom, Mitte der sechziger Jahre, hatte sich der Zusammenhalt gelockert. Hermann Kesten führte ein sehr zurückgezogenes Leben. Marguerite Caetani lebte nicht mehr. Von Eugene Walter erzählte Ingeborg nur, dass er seine Bücher selbst illustriert, dass er mit Anna Magnani, die seine Nachbarin war, frühmorgens die wilden Katzen im Forum des Largo Argentina füttert. Ich lernte Eugene Walter kennen, und ich glaubte zu spüren, was Ingeborg – trotz aller Verschiedenheit – mit ihm verband. Es war das intime Zusammenwirken von Geist, Emotionalität und Sinnlichkeit und dazu die seltene Eigenschaft, kreative Energien um sich herum zu wecken. Er ist 1978 in seine Heimat Alabama zurückgekehrt, aber manche der extravaganten Tafelfreuden, die er mit einfachen Mitteln zu zaubern verstand, werden hier noch immer zelebriert. «Nero's Saussages» in einem Bett aus Lorbeerblättern, und «The Zombie's Secret», das in halb Rom die Runde machte.

Vieles ist gesagt worden über Ingeborgs Stimme. Dass sie leise sprach, zögernd, stockend. Dass sie nichts von Rezitation verstand, auch ihre Frankfurter Vorlesungen beinah flüsternd vorgetragen hatte.

Ich habe sie zusammen mit dem Dichter Giuseppe Ungaretti lesen gehört, der dafür berühmt war, dass er die Kunst des Wortes mit der Kunst der Musik zu verbinden verstand. Tatsächlich klang seine Stimme wie eine mächtige Woge, die er rollen liess in dem Wort «il ma-re, il ma-re». Und Ingeborg, die ihre deutsche Übertragung seiner Gedichte las, brach mit einmal aus ihrer Verhaltenheit aus, auch ihre Stimme wurde klangvoll und tief. Wir sagten damals, Ungaretti hat an ihr ein «zwillingshaftes» Stimmwunder vollbracht. Es hat sich noch einmal wiederholt, in einer

ihrer Lesungen von *Böhmen liegt am Meer*.

Wie reagierte Ingeborg Bachmann auf Kritik? Das ist eine Frage, die ich mir öfter gestellt habe. Nach ihrer eigenen Aussage «wie ein Elefant». Sie vertraute darauf, dass das *Werk* intakt bleibt, allem Sekundären zum Trotz. Ihre Gelassenheit kam aus der Überzeugung, dass der Rezensent unfreiwillig mehr über sich selbst aussagt in einem Verriss oder einem hymnischen Lob als über den Gegenstand seiner Rezension.

Verstört und tief erschrocken war sie nur bei Übergriffen auf ihre *Person*, wie in den Schmähedichten auf *Die Poetessa* von Kurt Klinger, Wien.

Es war ein sehr alter Schrecken, er galt den Menschen, die so tun, als ob sie etwas wissen, und was sie wissen, ganz genau wissen.

Der Abschluss von *Malina* und *Simultan* 1971 und 1972 und der Umzug in den Palazzo Sacchetti in der Via Giulia hatten Ingeborg auf erschreckende Weise erschöpft. Durch den Erfolg des Romans geriet sie, wie nie zuvor, in die Maschinerie des Literaturbetriebes. Dem Ruhm folgte in kürzestem Abstand hassvoller Neid, gegen den sie sich mit resignierender Ironie zur Wehr setzte: «Manchmal glaub' ich wirklich, ich steh' denen allen in der Sonne.»

Anstatt sich, mit den schwachen Resten von Energie, eine Pause zu gönnen, fühlte sie sich an den Schreibtisch gekettet. Nach der Turbulenz der Lesereisen wollte sie gleich als nächstes Buch die «Goldmann-Todesart» fertigschreiben. Dazu kam es nicht. Ihr Verleger, Siegfried Unseld, erwartete die auf 150 Seiten geplante Erzählung *Gier*, die im Verlagsprogramm der Edition Suhrkamp bereits angekündigt war. Auch diese Erzählung ist Entwurf geblieben.

Im März 1973 starb Ingeborgs Vater. Sein Tod kam als eine Katastrophe über sie. Sie hat ihren Vater sehr geliebt. Und es war ihr bewusst, dass sie mit der mörderischen «Vater-Figur» in *Malina* einen falschen Verdacht auf ihn lenken würde. Deswegen hatte sie ihm eine Widmung zugegedacht, «All'uomo più nobile della mia vita», die wollte sie ihrem nächsten Buch voranstellen. Ich weiss, wie sehr es sie schmerzte, dass ihr Vater diese Widmung nicht kannte.

Damals, in dieser tiefen Niedergeschlagenheit, überfiel sie «die Verzweiflung des Schriftstellers, der nicht schreibt».

Sie wusste, sie würde viel Zeit brauchen, um gesund zu werden. Und sie wollte gesund werden. Sie wollte weiterschreiben, sie wollte wieder schlafen können. Sie setzte ihre ganze Hoffnung auf eine gründliche Kur in Bad Gastein.

Ihr Reisetag, zusammen mit Christine Koschel, die sie begleitet hätte, sollte Donnerstag, der 27. September 1973, sein. In der Nacht zum Mittwoch erlitt sie den Unfall. Das ist die unheilbare Wunde für alle, die ihr damals nahe waren. ■